

Dortmunder Tageblatt

Erstein Blatt
mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage.
Abonnementspreis
frei ins Haus, mit der täglichen Unterhaltungsbeilage
und dem illustrierten Sonntagsblatt 55 Pfg.
pro Monat, durch die Post bezogen für 3 Monate 1.50 M.
Notationsdruck und Verlag, sowie für die Inserate
verantwortlich: Viktor Schanzer, Dortmund.

verbunden mit dem
Lokal-Anzeiger für Dortmund u.örde
und der täglichen Unterhaltungsbeilage sowie der illustrierten Sonntagsbeilage.
Expedition: Dortmund, Breitenstraße 9-11. — Fernsprech-Anschluß Nr. 3299.

Inserate
die 8-spaltige Kolonnenbreite oder deren Raum 25 Pfg.
Reklamen
die 4-spaltige Kolonnenbreite oder deren Raum 60 Pfg.
Reklamen nach Vereinbarung.
Bei umfangreicher Verbreitung der Inserate werden durch
Rage oder Kontostellen nach dem Rabatt hinreichend
für Aufnahme von Inseraten an bestimmten vorgedruckten
Lagen übernommen und keine Garantie.
Für die Redaktion verantwortlich:
Mag. Sonnemann, Dortmund.

Nr. 279.

Dortmund, Dienstag, den 29. November 1910.

| 27. Jahrg.

Erstes Blatt.

Abg. v. Payer über die Königsberger Kaiserrede

In dem Bericht über die Sonnabend-Sitzung des Reichstages waren die Ausführungen des preussischen Abgeordneten v. Payer nur in kurzem Auszuge enthalten. Wir lassen heute die bemerkenswerten Auslassungen im Wortlaut folgen:

Wenn man die geschichtlichen Ausführungen von rechts anhebt, müßte man meinen, daß es sich gar nicht um Verurteilungen des Kaisers, sondern um einen Ansturm der Sozialdemokratie gegen die Monarchie handelt. Wer hat denn dem Kaiser das Recht des Verurteilens zur Christenheit, zur Verkündung seiner historischen und religiösen Anschauungen verkümmern wollen? Seit wann sind die Herren von der Rechten denn auch gegen Kritiken kaiserlicher Kritiken so außerordentlich empfindlich? Wenn ich an manche Neuerungen der Rechten in den letzten Jahren denke, muß ich dem Abg. Lebebour sogar eine in ihm nicht immer zu konstatierende Sachlichkeit bezeugen. (Seitens der Sozialdemokratie) Abg. von Heydebrand hat bisher auf schwarze Gefahren hingewiesen, die dem Deutschen Reich von der Unsturzpartei drohen, die nicht nur die Kirche, sondern auch den Thron ins Wanken zu bringen geeignet sind. Was ist mit all dem gemeint? Verurteilung des Kaisers? Wenn Abg. v. Heydebrand glaubt, daß besondere Mittel zur Bekämpfung dieser angeblichen Gefahren erforderlich sind, dann mag er uns doch diese Mittel bekannt geben. Solange er das nicht tut, kann ich seine Mahnungen und Warnungen nur als Stimmungsmache betrachten. (Sehr richtig! links) und als Versuch, von der uns beschäftigenden Frage abzulenken. (Sehr richtig! Zustimmung links.)

Die Frage ist doch, ob das, was der Kaiser bei den verschiedenen Anlässen in der letzten Zeit gesprochen hat, mit unserem Staatsrecht vereinbar ist und zweifellos, ob das, was er gesprochen hat, vereinbar ist mit den Erklärungen von 1908. Was den Ton unserer Verhandlungen anbelangt, so erkenne ich nur zwei Unterschiede an gegen die von vor zwei Jahren. Ich muß zugeben, daß der Umstand, daß es sich hauptsächlich nicht um Angelegenheiten auswärtiger Politik, sondern nur um interne sozusagen häusliche Angelegenheiten des Deutschen Reiches handelt, eine gewisse Milderung unserer Verhandlungen ganz von selbst mit sich bringt. Damals hat es sich um eine wirkliche Gefahr gehandelt, die darin bestand, daß ein Teil der auswärtigen Staaten durch die Neuerungen des Kaisers in hohem Grade gereizt waren und man befürchtete, daß diese Reizung gewisse unheilvolle Folgen haben könnte. Das scheint diesmal vollständig aus, aber auf der anderen Seite hat es zur Verstärkung unserer Verhandlungen beigetragen, daß jetzt auch schon die Erklärung, die vor 2 Jahren reichlich abgegeben wurde, gewissermaßen bestritten wird, von der die Bevölkerung glaubte, annehmen zu dürfen, daß sie sie vor rhetorischen Ueberrassungen, wie sie früher üblich waren, schützen würde. Nach dem Verlauf der heutigen Verhandlungen weiß man ja nicht so ganz sicher, ob damals wirklich ein Einverständnis zwischen den gesetzgebenden Faktoren zustande gekommen ist oder ob, wie es jetzt dargestellt werden will, nur der eine Teil eine gewisse Meinungsäußerung erlassen habe, welche für den anderen Teil ohne jegliche rechtliche Bedeutung ist. Ich glaube, es wäre schlimmer, wenn es so gegangen wäre. Denn es war nicht nur die Meinung des Reichstages, sondern die des ganzen Volkes, daß diese Erklärung Ueberrassungen überhaupt für die Zukunft ausschloß. Ich will mich mit der Neuerung des Kaisers bezüglich der Frau im öffentlichen Leben nicht längere Zeit abgeben; aber es kann niemand, der sich für das politische Leben interessiert, um die Tatsache herumkommen, daß der Kaiser in seiner Königsberger Rede ausdrücklich daran erinnert hat, daß sein Großvater sich aus eigenem Recht die preussische Krone aufs Haupt gesetzt hat usw. Die Herren von der Rechten sagen, das seien historische Aemlichkeiten. Als das wirklich der Fall ist, damit haben wir uns nicht zu befassen. Es ist recht gut, daß wir heute nicht ein Kollegium von Staatsrechtslehrern sind, wenn sonst würden wir auch darüber nicht hinaus kommen, inwiefern diese Aemlichkeiten historisch berechtigt waren oder nicht. Sätze des Kaisers im Zusammenhang mit diesen Worten nicht noch weiterhin geäußert, so hätten wir keine Veranlassung auf die Sache zurückzukommen. Ich betrachte aber als den für uns heute entscheidenden Satz folgenden: „Als Zentrum des Herrn mich betrachtend, ohne Rücksicht auf Tagesmeinungen und Tagesansichten gehe ich meinen Weg“. Die Herren von der Rechten und auch der Reichstagsmajorität haben uns heute mit großer Sicherheit dargelegt, daß der Kaiser mit dieser Neuerung nur eine eigentlich selbstverständliche Bemerkung gemacht habe. Da darf man aber doch fragen: wenn das so ungewöhnlich und harmlos war, was der Kaiser da gesagt hat, was hat denn dem Kaiser Anlaß gegeben, in der darauffolgenden Marienburger Rede diese Neuerung auszulassen? Wir wollen gern annehmen, daß er diesen Versuch gemacht hat, und wollen uns nicht daran stoßen, daß sich die zweite Verurteilung mit der Bemerkung in ihrer ersten Form material ausformell nicht vollkommen deckt. Gerade vor dem Parlament wissen ja, wie leicht dem Redner ein Fehler entfallen ist, und wie machen auch von dem Recht der nachträglichen Richtigstellung nicht allzu zügellos Gebrauch. (Seitens der Sozialdemokratie) Wir können also auch anderen die nachträgliche Richtigstellung am wenigsten verargen. Aber es handelt sich nicht nur um den

Ausdruck, sondern um den Gedanken, und hier komme ich — ob der Reichstagsmajorität und die Rechte diese Meinung teilen oder nicht, — zu der Auffassung, daß das, was der Kaiser, ausgehend von dem Begriff des Königtums von Gottes Gnaden, von dem „Instrument des Himmels“ und von der „von Gott und nicht vom Parlament und Volksversammlungen verliehenen Krone“ ausgeht, hat, sowohl dem Umfange als der Tragweite nach — und es ist nicht das erste Mal, daß der Kaiser sich in diesem Sinne geäußert hat — nicht vereinbar ist mit der Verfassung des Deutschen Reiches und mit der Auffassung, die uns die Wissenschaft über unseren staatsrechtlichen Zustand gegeben hat. (Sehr richtig! links.) Das muß man schon für Preußen annehmen. Die Tatsache, daß ein Monarch seine Befugnisse direkt von Gott ableitet, verneint nicht, daß diesen Befugnissen durch Verordnungen zwischen Fürst und Volk und Parlamentarismus, verfassungsmäßige Schranken gezogen sind. Aber die vor 40 Jahren errungene Kaiserkrone hat Kaiser Wilhelm I. nicht aus eigenem Recht von Gottes Gnaden ausgeübt, sondern sie ist ihm auf Grund einer Vereinbarung zwischen dem deutschen Bundesfürsten unter Mitwirkung des Volkes verliehen. Der Unterschied der beiden staatsrechtlichen Auffassungen ist so klar, daß ich keine intimere Untersuchung anstellen brauche. Herr Wassermann hat uns eine Vorlesung über die Bedeutung des Gottesgnadentums gegeben. Man ersieht daraus, wie mannigfaltig dieser Begriff ist. Der Sinn der Worte hat gewechselt. Nannte sich früher ein Fürst von Gottes Gnaden, so war das ein Ausdruck der Demut und Becheidenheit, er wollte anerkennen, daß ein Höherer über ihm steht. Jetzt spricht sich darin die Auffassung aus, daß der König von Gottes Gnaden die Grenzen seines Willens nur in sich selbst und in seinem Gott findet, daß er sich allein als die Quelle und den alleinigen Träger allen Rechtes und aller Macht im Staate ansieht. Aber der Deutsche Kaiser findet die Grenze seines Willens und seiner Macht nicht nur in sich, sondern in der Verfassung, und die Grenze ist die wertvollere. Der König von Gottes Gnaden hat Unterthanen, welche begrifflich keine feindlichen Willen gegenüberstehenden Rechte haben können. Im Deutschen Reich gibt es keine Unterthanen, sondern nur Staatsbürger, und der kleinste Staatsbürger hat ebensowohl Anspruch auf die Wahrung der ihm gegebenen Rechte wie der Deutsche Kaiser. (Sehr richtig! Zustimmung links.) Und auch das Parlament, so bescheiden ihm in mancher Beziehung seine Befugnisse zugewiesen sind, hat doch auch Rechte, an denen der höchste Wille im Staate wenn das Recht Recht bleiben soll, nicht machen muß. Nun heißt es, hier heißt Theorie der Theorie gegenüber, es handelt sich um tatsächliche Auseinandersetzungen. Aber es ist doch ein großer Unterschied, ob ein Gesetzgeber eine staatsrechtliche Auffassung vertritt oder ob der Deutsche Kaiser bei einer sehr feierlichen Gelegenheit der Krone eine Bedeutung und Rechte zuweist, die ihm staatsrechtlich nicht zukommen. Wir können uns doch nicht verhehlen, daß jedes Weize von Rechten, welches der Kaiser der Krone zu spricht, aufgewogen werden muß, durch ein Weniger von Rechten, bei allen anderen staatsrechtlichen Faktoren. Und wenn auch jemand weiß, daß diese Ausführungen des Kaisers sich nicht ohne weiteres in die Tat umsetzen, und daß nicht die Pflicht, dazu beizutragen, so bleibt doch das allgemeine Gefühl, daß wieder und wieder Ansprüche der Krone betont werden, deren Befriedigung nur mit einer Rechtsverletzung durchführbar wäre. Das bürgerliche Rechtsbewußtsein sagte es, Gerade wenn es sich nur um theoretische Auseinandersetzungen handelt, so kann das Bürgerrecht verlangen, daß diese Auseinandersetzungen nicht ohne Not von so hervorragender Stelle in die Öffentlichkeit gebracht werden. (Sehr richtig! links.) Das deutsche Volk hat aber auch allen Anlaß, zur Beunruhigung aus diesen staatsrechtlichen Auseinandersetzungen des Kaisers. Wenn ein so aufgeklärter Monarch immer und immer wieder auf eine dazugehörige Auffassung der anderen staatsrechtlichen Faktoren stellt, so muß man sich doch fragen, ob das ganz einflusslos auf sein Inneres sein kann, und es gibt ein Gebiet, wo er seiner staatsrechtlichen Auffassung eine Bedeutung erwahren kann. Das ist das Gebiet der Vorbereitung der Gesetze und der Ausübung der Verwaltungsbefugnisse, die in seine Hand gegeben sind. Daß man auf den Fortschritt, der auch im politischen Leben nicht entbehrt werden kann, schädigen einwirken. Daß für solche Befürchtungen auch tatsächliche Unterlagen vorliegen, ist jedem bekannt, wenn die Geschichte unsere Tage einmal geschriebe und veröffentlicht sein wird. Aber auch jetzt schon kann man diese Befürchtungen nicht für übertrieben erklären, wenn man sich vergegenwärtigt, daß im Widerspruch mit der Auffassung der großen Mehrheit in Preußen es unmöglich erscheint, auch nur den bescheidensten politischen Fortschritt zu erreichen. (Sehr gut! links.) Ein Kanzler nach dem anderen wird verbraucht, und tritt von der Wölflische ab, ohne daß im Deutschen Reich, die innere Politik auch nur vom Friede kommt. Deshalb halte ich die veränderte Stellungnahme des Reichstages gegenüber der von zwei Jahren für kein großes Glück. Es fördert dadurch bei den maßgebenden Faktoren die Meinung, erwerdet werden, daß sie nicht nur vollständig korrekt gehandelt haben, sondern sich fast noch den besonderen Dank des Vaterlandes verdienen haben. Wenn wir Rücksicht nehmen, so wird diese Zurückhaltung auf der anderen Seite leicht als Symptom der Schwäche angesehen werden. (Sehr richtig! links.) Wir verlangen vom Kaiser doch nichts Unrechtes oder Unethisches. Er soll sich, wie die anderen Bundesfürsten, als ein konstitutioneller, also moderner Fürst verstehen. Und wenn ihm das nicht möglich ist, verlangen wir, daß er sich im Interesse des ganzen Volkes die Reserve auferlegt, nicht immer und immer wieder

den staatsrechtlichen Gegensatz zwischen seiner Auffassung und der Auffassung der Nation ins Bewußtsein zu rufen. (Sehr richtig! links.) Der Reichstagsmajorität hat eine ganz negative Haltung eingenommen und gelangt eigentlich zu nichts gesprochen, was der Diskussion wert wäre. Deshalb habe ich keine Veranlassung, mich darüber zu äußern. So ist die überwiegende Mehrheit des deutschen Volkes die Verantwortlichkeit des Reichstages nicht aufgefakt. (Sehr richtig! links.) Wir meinen vielmehr, er hätte alle Veranlassung, zu verhindern, daß solche staatsrechtlichen Theorien aus Tageslicht treten. Und wenn er das nicht könnte, doch mindestens dafür zu sorgen, daß für die Zukunft ungeprochen bleibt, was ohne Schaden nicht in die öffentliche Diskussion kommen kann. Weiter erwarten wir von ihm, daß er immer und immer wieder auch dem Kaiser gegenüber seinen Finger auf die Abmachungen vom November 1908 legt. Das ist der Unterschied jener Novembertage, und der heutigen Verhandlung. Zum Schluß der damaligen Verhandlung drachte der „Reichsanzeiger“ eine offizielle Erklärung, die auch dem preussischen Staatsministerium mitgeteilt war, und auch dem Reichstag übermittelte wurde. Darin hieß es: der Kaiser hat dem Fürsten Bismarck erklärt, er billigt seine Ausführungen im Reichstage und erblickt seine vornehmste Aufgabe in der Sicherung der Stetigkeit der Reichspolitik und der Wahrung der verfassungsmäßigen Verantwortlichkeit. Aus dieser etwas verklausulierten Form etwas Klare, Unstreitbares herauszubringen, ist ja etwas schwer. Aber die Veröfentlichung hat übereinstimmend herausgelesen, daß persönliche Rundgebungen des Kaisers, welche die Stetigkeit der Reichspolitik zu unterbrechen und der Verantwortlichkeit des Reichstages vorzugreifen geeignet sind, in Zukunft unterbleiben sollen. Und damit hat die allgemeine Meinung auch recht gehabt, und man sollte an diesen Worten nicht denken und rütteln. (Sehr richtig! links.) Damals ging ein starkes Gefühl der Beunruhigung und der Erleichterung durch die Nation, und das Volk hat es dem Kaiser gedankt, daß er bis zum Sommer auf diese Abmachungen sich gehalten. Umso mehr als jedermann fühlte, wie schwer es ihm bei seiner Veranlagung wurde. Jetzt ist ein Umschwung eingetreten. Niemand kann bestreiten, daß die in den Königsberger Ausführungen gegebene Theorie vom persönlichen Regiment in die Praxis überführt in der Tat der Stetigkeit der Politik des Deutschen Reiches sehr wesentlich Abtrag tun müßte. Kein Reichskanzler wäre hart genug, die Verantwortlichkeit dafür zu tragen, wenn aus dieser staatsrechtlichen Auffassung die letzten Konsequenzen gezogen werden sollten. Dies Gefühl der Beunruhigung steigerte sich noch durch die Worte, die der Kaiser im Hohen Heurath gesprochen. Nach dem offiziellen Wortlaut klingen sie ja verhältnismäßig harmlos. Man muß sich aber mit den Erklärungen vom November 1908 vergleichen. Wenn der Kaiser jetzt auf der Schwelle des Hofes zu Beuron dazu aufsteht, dazu zu helfen, daß die Ehrfurcht vor Thron und Altar nicht vermindert werden, wenn er sagt, Altar und Thron gehören zusammen und dürfen nicht getrennt werden, so darf man bezweifeln, ob diese Worte in unserer derzeit amtlichen politischen Richtigkeit liegen und geeignet sind, zur Stetigkeit der Politik beizutragen. (Sehr richtig! links.) Will der Reichstagsmajorität auch für diese Rede die Verantwortlichkeit übernehmen, so würde er wohl schwerer daran tragen, als bei der Verantwortlichkeit für die Königsberger Rede. Denn hier handelt es sich um Fragen von sehr aktueller Natur. Man braucht nur die Zentrumspreße zu lesen, wie sie gestützt auf diese wenigen Worte, sich im Widerspruch zu unserer amtlichen Politik bereits die Aufhebung des Jesuitengesetzes verlangt.

Nachdem ohne ernstlichen Grund der Kaiser von dem im November 1908 feierlich abgegebenen Programm abgewichen ist, hatten wir es für unsere Pflicht, uns hier deutlich auszusprechen. Dabei ist nicht die Beschwerde die Hauptsache, sondern in erster Linie liegt uns daran, zu verhindern, daß solche Vorformeln sich wiederholen und Pflicht der Rechten, und des Zentrums wäre es gewesen, uns dabei beizustehen. Denn Hand aufs Herz, Sie haben so wenig Interesse wie wir, Sie müssen also fürchten wie wir, daß Verfahren des Kaisers mit derartigen Rundgebungen. Da Sie es überlassen, müssen wir Ihnen die Verantwortlichkeit auferlegen, wenn diese Haltung ihre praktischen Folgen für unsere künftige politische Entwicklung haben wird. Keiner der Herren hat sich, wenn ich recht verstanden habe, von dem Abkommen von 1908 losgelöst. Ich würde das auch für ein Unglück halten. Sie haben das Abkommen bloß durch Deduktionen des anrigen Wertes zu entkleiden gesucht. Aber nach den offiziellen Rundgebungen besteht dieses Abkommen noch. (Zustimmung rechts.) Nun, es wäre sehr aber, wenn die Krone sich dem Reichstag gegenüber auf den Standpunkt stellt, sie brauche eine Erklärung deshalb nicht zu halten, weil der Reichstag sie nicht als ein annahmewürdiges Geschenk beizubringen hat. (Sehr richtig! links.) Damals sprach auch Herr von der Hohenhausen von der Dala, und sagte, es handle sich um eine Summe von Sorgen, Bedenken und Unmut, der sich jahrelang angeammelt hat. Er hat also gerade so wie wir die Rede als Symptom einer Erkrankung aufgefaßt, gegen die wir uns wenden müssen. Noch ein anderer Gesichtspunkt ist hervorzuheben. Wir haben damals den Versuch gemacht, was hier in allgemeiner Form zum Ausdruck gekommen ist, in praktisch greifbare Resultate zu überführen. Wir haben uns bemüht, die Verantwortlichkeit des Reichstages zu fixieren und durch eine Verbesserung der Geschäftsordnung dazu zu schärfen, daß derartige Rundgebungen ohne Absicht verfallen. Hätten sie uns zugehört, so würde es heute zweier Abstimmung kommen. Jetzt aber sind wir nur auf Worte angewiesen, und ebenso der Kaiser, und beide Teile müssen es dem Schicksal anheimgeben, ob eine

praktische Bedeutung gezeitigt wird. Die Parteien, die uns in den Arm gefallen sind, haben daher nicht Gutes geschaffen. (Sehr richtig! links.) Inzwischen haben wir die Verhandlungen über die preussische Wahlrechtsreform über die Reichsfinanzreform mit ihrer Wirkung gehabt, und da wäre es ja verwunderlich, wenn die Konservativen sich jetzt die schöne Gelegenheit hätten entgehen lassen, sich im Gegensatz zu allen anderen als die berufene Vorkämpferin für die Krone und die Person des Kaisers in empfehlende Erinnerung zu bringen. (Sehr richtig! links.) Und dem Zentrum geht es angeht, der Rede zu Beuron hat über die Kraft, dieses scheinbar dankbare Feld den Konservativen allein zu überlassen. (Sehr gut! b. v. g.) Der Kaiser wird aus der Parteilichkeit vielleicht Schlüsse ziehen, die ihm damals nicht präsent waren. Es hat sich gezeigt, wie unerwünscht solche Neuerungen sind, die rückwärts im politischen Interesse ausgeschaltet werden. Wir wenden uns an den Reichstagsmajorität, wir glauben, er würde seine Schuldigkeit nicht erfüllen, wenn er den Zeitpunkt kommen ließe, in welchem der Reichstagsmajorität anfangen würde, Rundgebungen des Deutschen Kaisers als etwas Alltägliches zu betrachten. (Sehr richtig! links.)

Deutsches Reich.

Die Außenpolitik im Reichstage.

Das Reichstags-Telegraphenbüro erzählt gegen über einem in der „Germania“ geäußerten Wunsch, wonach der Staatssekretär von Rieber-Wächter sich alsbald einmal eingehender über unsere auswärtige Politik im allgemeinen und über unsere gegenwärtigen Beziehungen im besonderen äußern möge, daß eine solche Absicht seitens des Herrn v. Rieber-Wächter noch aus nicht vorliegt. Vielmehr wird der Reichstagsmajorität in den Fragen unserer auswärtigen Politik persönlich im Reichstage Stellung nehmen, und der Staatssekretär dürfte nur bei einer ganz besonderen Veranlassung in die Debatte eingreifen.

Die preussische Verankerung und die Feuerbestattung.

In der Tagung des Verbandes rheinisch-westfälischer Vereine für Feuerbestattung zu Köln wurde mitgeteilt, daß die preussische Regierung, soweit sie bei dieser Frage in Betracht kommt, sich grundsätzlich sehr freundlich zu dem Gedanken der feuerbeständigen Feuerbestattung stellt. Der Minister des Innern, der Kultus- und der Justizminister haben sich im Prinzip zum Ausdruck ausgesprochen. Die Regierung hat in seine Absicht gestellt, einen Entwurf vorzulegen, wenn die Annahme durch den Landtag der Provinz ergeht. Die Verbände beschließen, jetzt eine rege Agitation zur Aufklärung der Abgeordneten zu beginnen.

Ausland.

England.

London, 28. Nov. Das englische Parlament ist heute, wie es angekündigt war, in feierlicher Weise vertagt worden. Die Auflösung des Unterhauses wird der Verlegung beider Häuser auf dem Fuße folgen.

London, 28. Nov. Der König unterzeichnete in der Sitzung des Geheimen Rates einen Erlass, wodurch das Parlament aufgelöst und das neue Parlament auf den 31. Januar 1911 einberufen wird.

Nach am Nachmittag wird mit der Ausschreibung der Neuwahlen begonnen, die, wie bereits erwähnt, in den meisten Londoner Distrikten zwischen dem 3. und 8. Dezember stattfinden und sich in den Landdistrikten bis zum 17. Dezember ausdehnen werden.

Amerika.

Mexiko, 28. Nov. Gestern fand bei Chihuahua ein Gefecht statt, bei dem 400 Anhänger Mandros von 600 Mann Regierungstruppen geschlagen wurden. Von den Revolutionären sind 13 Mann gefallen und mehrere verwundet. Die Regierungstruppen hatten keine Toten, aber mehrere Verwundete.

Rio de Janeiro, 28. Nov. Am 26. November um 7 Uhr abends ergaben sich alle Kriegsschiffe, deren Mannschaften gemunter hatten. Zwei von der Regierung bestimmte Offiziere übernahmen das Kommando. Es herrscht nunmehr vollständige Ruhe.

Sport.

Der Dortmunder Rennverein hielt am Sonnabend im Hotel „Römischer Kaiser“ eine Vorstandssitzung ab. Es wurde der Abschluß des verfloffenen Jahres vorgelegt, der wieder recht befriedigend ausgefallen war. Die Zahl der Rennen betrug 1100, die der startenden Pferde 394. Diese Zahlen weisen eine gute Steigerung gegen das Vorjahr auf. Der Totalisatorumsatz hat sich ebenfalls wesentlich gehoben, er beträgt etwa einunddreißig Millionen Mark. Die Ausgaben für Geld- und Ehrenpreise resp. Züchterprämien beliefen sich auf 239 681 Mark, diese sollen für 1911 um 30 000 Mark erhöht werden. Das Vermögen des Vereins beträgt ca. 430 000 Mark. Der Verein feiert im nächsten Jahre das Jubiläum seines hundertjährigen Bestehens. Es soll bei Gelegenheit des großen Jubiläumssportfestes festlich begangen werden. Es wird in Verbindung mit dem hiesigen Reiterverein eine Festwoche geplant, durch Rennen, Preisreiten Concours hippique Blumenfeste ausgefüllt werden. Der Verein wird den großen Preis von Dortmund als Jubiläumssportfest feststellen lassen.

ms. Dortmund, 28. November.

Hierauf wurde die Wahlhandlung geschlossen.

Herr Stadtverordneten-Vorsteher Te wa a g te mit, daß der niederländische Konful Herr Kommerziell Hilb 15000 Mark gestiftet habe, deren Zinsen für Schüler des Gymnasiums zu Reisen Verwendung finden sollen. Das Geschenk wird dankend angenommen. C wird vom Vorsteher daran der Wunsch geknüpft, daß Herr Hilb recht bald und viele Nachfolger finden möge.

zu einer Ehre, eine Belohnung für Fleiß und gute Sitten. Zum Schluss bittet Redner, die deutsch-österr. Lehrer in Ruhe zu lassen, die ihre Pflicht und Sozialdignität und keinem etwas zu leide lassen. Herr Strödel: Wölsch sieht im Studium nicht das einzige Mittel zu werden. Es sei ein Teil davon, man müsse mit den Kindern immerhin Stufen weiter hinaufgehen. Man müsse immerhin viel ausartige Schulverhältnisse gehabt, hätte man nicht so viele oder so große Schulen bauen brauchen. Wollte man Staatsunterstützung, so müsse ein Antrag gestellt werden. Herr Oberbaurgemeister Dr. Eichhoff bemerkt, daß die Position „Insgemein“ nur eine Abrundungspolition sei. Wölsch:

Markt im Vorjahre), von der Handelskammer 300
Markt (2610 Markt). Schulgeld 17 750 Markt (13 12
Markt). Es soll Ostern auch eine Mittlere Anabenhän

Stückung Ostenhellweg 20: 800 Mark, Kaufmann S. 5a

12345678910111213141516171819202122232425262728293031323334353637383940414243444546474849505152535455565758596061626364656667686970717273747576777879808182838485868788899091929394959697989910010110210310410510610710810911011111211311411511611711811912012112212312412512612712812913013113213313413513613713813914014114214314414514614714814915015115215315415515615715815916016116216316416516616716816917017117217317417517617717817918018118218318418518618718818919019119219319419519619719819920020120220320420520620720820921021121221321421521621721821922022122222322422522622722822923023123223323423523623723823924024124224324424524624724824925025125225325425525625725825926026126226326426526626726826927027127227327427527627727827928028128228328428528628728828929029129229329429529629729829930030130230330430530630730830931031131231331431531631731831932032132232332432532632732832933033133233333433533633733833934034134234334434534634734834935035135235335435535635735835936036136236336436536636736836937037137237337437537637737837938038138238338438538638738838939039139239339439539639739839940040140240340440540640740840941041141241341441541641741841942042142242342442542642742842943043143243343443543643743843944044144244344444544644744844945045145245345445545645745845946046146246346446546646746846947047147247347447547647747847948048148248348448548648748848949049149249349449549649749849950050150250350450550650750850951051151251351451551651751851952052152252352452552652752852953053153253353453553653753853954054154254354454554654754854955055155255355455555655755855956056156256356456556656756856957057157257357457557657757857958058158258358458558658758858959059159259359459559659759859960060160260360460560660760860961061161261361461561661761861962062162262362462562662762862963063163263363463563663763863964064164264364464564664764864965065165265365465565665765865966066166266366466566666766866967067167267367467567667767867968068168268368468568668768868969069169269369469569669769869970070170270370470570670770870971071171271371471571671771871972072172272372472572672772872973073173273373473573673773873974074174274374474574674774874975075175275375475575675775875976076176276376476576676776876977077177277377477577677777877978078178278378478578678778878979079179279379479579679779879980080180280380480580680780880981081181281381481581681781881982082182282382482582682782882983083183283383483583683783883984084184284384484584684784884985085185285385485585685785885986086186286386486586686786886987087187287387487587687787887988088188288388488588688788888989089189289389489589689789889990090190290390490590690790890991091191291391491591691791891992092192292392492592692792892993093193293393493593693793893994094194294394494594694794894995095195295395495595695795895996096196296396496596696796896997097197297397497597697797897998098198298398498598698798898999099199299399499599699799899910001001100210031004100510061007100810091010101110121013101410151016101710181019102010211022102310241025102610271028102910301031103210331034103510361037103810391040104110421043104410451046104710481049105010511052105310541055105610571058105910601061106210631064106510661067106810691070107110721073107410751076107710781079108010811082108310841085108610871088108910901091109210931094109510961097109810991100110111021103110411051106110711081109111011111112111311141115111611171118111911201121112211231124112511261127112811291130113111321133113411351136113711381139114011411142114311441145114611471148114911501151115211531154115511561157115811591160116111621163116411651166116711681169117011711172117311741175117611771178117911801181118211831184118511861187118811891190119111921193119411951196119711981199120012011202120312041205120612071208120912101211121212131214121512161217121812191220122112221223122412251226122712281229123012311232123312341235123612371238123912401241124212431244124512461247124812491250125112521253125412551256125712581259126012611262126312641265126612671268126912701271127212731274127512761277127812791280128112821283128412851286128712881289129012911292129312941295129612971298129913001

„Eine Stiefmutter?“ schrie Lisbeth. „Wir wollen keine Stiefmutter, Tante Louise, wir wollen dich behalten. Eine Stiefmutter schlägt und kneipt uns und gibt uns nicht satt zu essen.“

„Was wollen wir mit einer Stiefmutter?“ fragte auch Franz, „daß uns etwa geht wie der armen Gold-Marie?“

„Oder wie Hühnerbrüdel und Schneewittchen!“ setzte Lisbeth hinzu.

„Oder daß sie mir gar den Kopf mit dem Küstendeckel abschlägt,“ rief Franz, „wie es in der schönen Geschichte vom Nachholerbaum steht, die du uns so oft vorgelesen hast? — Aber dann würde ich auch singen:“

„Meine Mutter, die mich g'schlacht,
Mein Vater, der mich aß,
Meine Schwester, das Marlenischen,
Sucht alle meine Beinchen,
Sticht sie in ein seiden Tuch,
Legt's unter den Nachholerbaum.
Kniwet, Kniwet,
Was für ein schöner Vogel bin ich!“

und wenn die böse Stiefmutter dann vor die Tür käme, würf ich ihr den großen Mühlstein auf den Kopf, daß sie in tausend Stücken ging.“

„Nun, so schlimm darf sie es nicht machen,“ sagte die Wirtschafterin, „das leidet die Polizei gar nicht. Und dann braucht ihr auch nur zu mir zu kommen; ich wollte Eurem Vater schon reinen Wein einschenken.“

„Aber ich mag keine Stiefmutter!“ meinte Lisbeth, „dann bete ich lieber zu Gott, daß das Himmelstüchterlein zu mir kommt und mich fortkimmt mit sich, wie wir es in der „Schwarzen Lante“ gelesen haben.“

Die Kinder meinten jetzt beide, und Tante Louise tröstete sie und sagte ihnen, daß sie immer, wenn sie die Stiefmutter auch fortjagte, dann und wann zu ihnen kommen und sie besuchen wolle. Und wenn sie die Stiefmutter schlecht behandle, sollten sie es ihr nur sagen, sie wolle schon dafür sorgen, daß es der Vater erühre und ihnen kein Unrecht geschehe. Jetzt aber sollten sie sich noch nichts merken lassen, sonst käme sie, die Tante Louise, Ausgezeichnetes darüber, und sie habe es doch gut mit ihnen gemeint.

Hätte sich Olters mehr um seine Kinder und sein Hauswesen bekümmert, so würde er wohl gesehen haben, daß den kleinen etwas auf dem Herzen läge, was sie ängstigte und drückte. Aber die neue Heimat ging ihm auch im Kopf herum, und mit seinen anderen Beschäftigungen blieb ihm keine Zeit, auf das zu achten, was dem Vater immer das Wichtigste bleiben sollte, will er nicht später schwere Verantwortung auf sich niederlegen: das Wohl der eigenen Kinder. Nur zu empfindlich für fremde Einbrüche ist des Kindes Herz, und die zu überwachende, daß sie wohlthätig und segensreich darauf einwirken, und nicht bösen Samen in die junge Brust tragen sollte das Hauptziel und Augenmerk der Eltern sein. Wie häufig aber wird gerade das von ihnen vernachlässigt und das ganze Leben des Kindes in die Hand gleichgültiger Personen gelegt. Nur daß die Kleinen artig sind, verlangen sie von denen, und wie oft auch noch mehr ihrer selbst als der Kinder wegen; an das andere denken sie gar nicht.

Heinrich Olters hatte indessen wirklich um die junge Witwe geworben und das Jawort erhalten, auch eine glückliche Wahl für sich und die Seinen getroffen; denn Sabine, wie seine Braut hieß, war eine brave, wackere Frau und sich des schweren Berufes, dem sie sich unterzog, die Mutter fremder Kinder zu werden, vollkommen bewußt. Mit sorgender Liebe hoffte sie sich die Herzen der Kleinen bald zu gewinnen, und wenn sie ihnen auch nicht die verlorene Mutter so vollständig wieder ersetzen konnte, sollten sie in ihr doch eine treue Freundin, eine zweite Mutter finden.

Sabine hatte gewünscht, die Kinder vor ihrer Verheiratung einmal zu sehen und mit ihnen zu sprechen, und Olters befohl der Wirtschafterin einer Nachmittags, die Kinder rein anzugehen. Sie waren ihm noch nie so schmutzig und vernachlässigt vorgekommen — weil er eben heute besonders auf sie achtete.

„Und wozu wollen Sie heute, an einem Sonnabend, mit den Kindern Besuche machen?“ fragte die Wirtschafterin, die sich den Grund recht gut denken konnte und damit auch ihre letzte Hoffnung von einem möglichen Rechtszustandkommen der Verbindung schwinden sah. „Es ist schon drei Uhr, und bis morgen früh sind sie wieder schmutzig.“

„Dann müssen sie wieder rein gekleidet werden, Louise,“ sagte Olters ernst. „Ich wünsche überhaupt nicht, daß ich die Kinder noch einmal in einem solchen Zustande finde. Uebrigens,“ fuhr er rasch fort, als er sah, daß die Wirtschafterin etwas darauf erwidern wollte, „will ich Ihnen hiermit gleich etwas anzeigen, das von heute an doch kein Geheimnis mehr bleiben kann. Ich bin der verwitweten Frau Sabine Selbig verlobt und werde heute über vier Wochen Hochzeit halten.“

Fortsetzung folgt.

Allerlei

— Jeder ist seines Glückes Schmied. Wenn sonst so oft durch den Gewinn des großen Loses neben der Freude und dem Glück dunkle Leidenschaften aufgeweckt werden, Genußsucht und Geiz die Gemüter durcheinander und oft den Frieden des Familienlebens zerstören, vermittelte die Ziehung der großen französischen Lotterie diesmal einen Einblick in ein Dasein von reinem, stillen Glück, in das der Klang des Goldes keinen Mischton trägt. Der Gewinner der Million ist ein ehelicher, fleißiger Schmiedegeselle im Dorfe Somain, der Schmied Francois Dubion, der friedlich seine Werkb. beschl. als seine beiden Töchter ihm die Freudenbotschaft vermittelten. „Ruhig, Kinder, ruhig!“ erwiderte Dubion, ohne seinen Hammer beiseite zu legen, „Ihr werdet mir noch die Pferde erschrecken.“ Dann, als das Aufsehn lag, überlegte er sich von der Wahrheit der frohen Nachricht. Die Nachbarn waren herbeigeströmt, der Schmied ist als ein guter, wohlthätiger Bürger bei allen beliebt, man gratulierte, aber Dubion, der Schweigsame, meinte nur lächelnd: „Nun werde ich ein wenig wohlthätig sein können.“ und dann fuhr er fort: „Aber zuerst muß ich sofort ein Telegramm schicken, etwas, was ich in meinem Leben noch nie getan habe.“ „Ein Telegramm?“ fragte alles, „ein Telegramm zur Bank?“ „Nein, nein, ein Telegramm an Dumoulin.“ Das ist ein alter Freund des Schmiedes, ein Fahrradhandler im Nachbarort. Dubion besaß bereits sein Los, als er mit dem Freunde über-einkam, noch ein zweites zu kaufen und dann beide gemeinsam zu spielen. Der Freund hatte ihm die zehn Franken für das zweite Los auch gegeben, aber schließlich hatte man es doch nicht gekauft, und der Vertrag war also nicht zur Ausführung gekommen. Doch für Dubion ist es trotzdem selbstverständlich, daß der alte Freund, der sich bitter plagt, seinen Anteil erhält. „Wir haben jeder 500 000 Franken gewonnen, alter Freund,“ so lautete sein Telegramm. Denn für ihn ist die Ziehung eine Selbstverständlichkeit. Und während die Nachbarn ein wenig beschämt und kopfschüttelnd von dannen gingen, griff der Schmied wieder zu seinem Hammer, denn trotz des Geldes will er seinem Handwerk treubleiben und weiter arbeiten.

— „Wir sind alle reich!“ Das ist, wie eine französische Wochenschrift zu berichten weiß, die erfreuliche Entdeckung eines gelehrten Chemikers. Der Körper jedes Menschen, gleichviel ob er der eines Rentiers oder eines Armenhauers ist, enthält in seinen Geweben unter anderem durchschnittlich 1700 Gramm Calcium, und Calcium ist ein außerordentlich kostbarer und teurer Stoff, der nur sehr schwer zu erlangen ist und etwa mit 40 000 Mark für das Kilogramm bezahlt wird. Wir tragen also alle ein Vermögen von rund 64 000 Mark in uns. Leider ist trotz aller Fortschritte der Wissenschaft bisher noch kein Gelehrter erstanden, der uns ein Mittel zu verraten gewußt hätte, wie man diesen Schatz hebt und das Calcium aus dem Körper ziehen kann, ohne das Allgemeinbefinden zu gefährden. — Der französische Professor scheint aber ein sehr westphalischer Herr zu sein. Das Kilogramm Calcium kostet nämlich nach der neuesten Preisliste der Firma Rothbaum in Berlin 13 Mark; mit der Kostbarkeit ist es also nichts. Früher war es allerdings bedeutend kostbarer.

Freierstunden

Blätter für Unterhaltung und Belehrung.

Eine Mutter.

Roman von Friedrich Gerstäcker.

(Nachdruck verboten.)

Die Kontremine.

Der junge, hoffnungsvolle und in der Blüte seiner Jahre dahingeraffte Graf George von Monford war begraben worden und damit die Tragödie, die einige Tage die Stadt beschäftigt, zu Ende gespielt. Sein Gegner, der junge Graf Volten, schien seit der Zeit verschwunden; er hatte jedenfalls den Staat verlassen und die Sekundanten wurden verhöhnt und sahen ihrer formellen Strafe entgegen, die ihnen aber jedenfalls leicht genug gemacht wurde.

Es ist auch eine eigene Sache um das Duell und die dagegen erlassenen Gesetze. Wir alle sind wohl darüber einig, daß es eine gegen die Moralität verstoßende Sitte ist, wenn zwei Menschen in der Absicht, einander zu töten, gegen einander aufzutreten. Wir finden es auch natürlich, daß der Staat eine Strafe darauf setzt, aber wie Wenige von denen, die wirklich gegen eine solche „Missethat“ streiten, würden sich selber ihr entziehen, wenn sie sich zu einem solchen Kampf gezwungen sähen!

Was? — Es ist möglich, daß mehr moralischer Mut dazu gehört, eine Herausforderung abzulehnen, als sie anzunehmen; aber das Duell selber ist noch ein letztes Ueberbleibsel fast der alten, kräftigen Ritterzeit, wo der Mann auch für sein eigenes gutes Recht einstand und nicht um jeden Quark die Polizei belästigte.

Hier freilich hatte die alte Sitte ein furchtbares und schmerzliches Opfer gekostet, den einzigen Sohn des Hauses, das letzte Kind, und wie das Glück in früheren Jahren nicht müde geworden schien, all seine Gaben mit verschwenderischen Händen über die von Tausenden beneidete Familie auszustreuen, so unerbittlich schritt jetzt das Unglück durch die verödeten Räume seine erbarmungslose Bahn, das Haus der Freude in ein Haus des Jammers verandelnd.

Der junge Graf war, von einem prächtigen Leichengepränge begleitet, in der Familiengruft beigelegt worden, und wie die unglücklichen Eltern in das Schloß zurückkehrten, schien das sonst so gastreiche und allen geselligen Freuden geöffnete Haus in ein düsteres Kloster verwandelt zu sein.

Traußen das blühende Türschloß des Gartens deckte ein Trauerflor — der größte Teil der Dienerschaft war entlassen worden; der alte Graf wollte die vielen Menschen nicht mehr um sich sehen, die Fenster wurden verhängt und nur so weit geöffnet, um das nötige Tageslicht herein zu lassen, und die Gräfin selber lag gebrochen auf ihrem Bett.

Der Verlust Paulas hatte sie erschüttert, aber weit mehr ihren Jörn als ihren Schmerz erwidert; der Verlust des Sohnes, an dem ihr Herz mit aller Liebe hing, deren es nur fähig war, brach die Kraft, die sie bis dahin aufrecht gehalten, und sie gab sich jetzt so wild und rücksichtslos ihrem Gramme hin, als sie den vorher hart und kalt in ihrer Brust zurückgehalten.

Das war ein trauriges Leben jetzt in dem sonst so fröhlichen Hause, und der alte Haushofmeister schlich in den Geist in den Räumen umher, als ob er die Verlorenen suchte und ihren Verlust nicht glauben konnte, noch nicht denken mochte. So aufmerksam er aber dabei den Grafen selber bedachte, so war es ihm doch nicht um den bis dahin geliebten Herrn zurück, denn an dem Abend, an dem sie den Brief seiner lieben kleinen Komtesse kalt und erbarmungslos in die verzehrende Flamme warf, hatte sich sein Herz ihr entfremdet, und wieder und wieder zuckte ihm der Gedanke durch den alten Kopf, daß Gottes Strafgericht drohte. — Der Unter-gang geweihte Haus betreffen habe.

Der Graf selber freilich brauchte fast keine Bedienung. Er verließ das Zimmer nur dann und wann, um eine halbe Stunde auf der Terrasse auf und ab zu gehen und frische Luft zu schöpfen, fühlte aber so schwach, daß ihn ein Diener dabei unterstützen mußte. Er sprach auch wohl immer von Reisen und besah dem Haushofmeister drei, viermal am Tage, die Koffer zu packen und alles heranzubringen, aber der Doktor „malrai“, der morgens und abends kam, schüttelte dazu mit dem Kopf.

Der Graf war unmittelbar nach den gehaltenen Aufregungen viel zu schwach, um jetzt an eine Reise denken zu können. Er mußte sich jedenfalls erst wieder, eine kurze Zeit wenigstens, erholen. In vier oder sechs Wochen ließ sich über darüber reden. Jetzt brauchte er vor allen Dingen sorgsame Pflege und Ruhe.

Ruhe, du großer Gott, Ruhe herrschte allerdings in dem Hause, aber die Ruhe des Grabes, und wie schon jeder die Stätte der Trauer von selber mied, wurden selbst die wenigen Personen, die teilnehmend Trost spenden wollten, abgewiesen.

Auch Graf Rottad war hinaufgefahren, um den Unglücklichen sein inniges Beileid auszusprechen und vielleicht zugleich etwas Näheres über Paulas jetzigen Aufenthalt zu erfahren, um die sich Helene sorgte und ab-ängstigte; aber weder Graf noch Gräfin nahmen einen Besuch an. Sie tiefen der Nachfrage danken, fühlten sich aber jetzt zu leidend, um Fremde zu empfangen.

Rottad wandte sich sogar an den Haushofmeister, um von diesem etwas über den gegenwärtigen Aufenthalt der Komtesse zu hören. Dieser Herr Gott, der alte Mann mußte selber nichts darüber und liebte seine Herrschaft viel zu sehr, das von ihr weiter zu erzählen, daß sie mit eigenen Händen die einzige Kunde ihres verlorenen Kindes vernichtet hätten — und ein weiterer Brief war nicht eingetroffen.

Graf Rottad mußte unverrichteter Sache wieder nach Habsburg zurückkehren.

Empört war er aber hier, in dem sogenannten Stadt-blatt einen ganz gemeinen Artikel über die Verhältnisse des Monfortschen Hauses zu lesen, auf welches Doktor Strobowich eine spezielle Notice zu haben schien. Es an ihm, trotz aller „Hefte und Gelage“, wie er es nannte, Hochachtung behandelt, die er glaubte als Vertreter der

Presse beapirten zu dürfen. Sein erster Besuch im Schloße war allerdings angenommen, aber nicht einmal durch eine abgegebene Karte erwidert worden, jezt zweiter schlug total fehl, und nicht eine einzige Einladung war an ihn, trotz aller „Feste und Gelage“, wie er es nannte, ergangen. Man hatte ihn vollständig ignoriert, und er konnte deshalb eine so günstige Gelegenheit, sich zu rächen, nicht unbenutzt vorbegehen lassen.

Leider verfehlte er aber dadurch vollkommen den beabsichtigten Zweck, denn die Familie Monford war in dasburg wirklich beliebt gewesen. Die alten Herrschaften galten allerdings für stolz, aber kein Notleidender hatte je ihre Tür unbesucht verlassen, alle Armen- und Wohltätigkeits-Aktionen der Stadt waren von ihnen stets auf das Freigebigste bedacht worden, und der junge Graf und die Komtesse durch ihre Lebenswürdigkeit und ihr offenes, freundliches Betragen regten jeden, mit dem sie in Berührung kamen, alldiebst in ganz dasburg gemessen. Das furchtbare Schicksal der Eltern bei so schwerem Verlust trug, ebenfalls noch dazu bei, alle Schattens in dem allerdings etwas übermäßigen Charakter der Gräfin selber zu vernichten; was mußte ihr Mutterherz jetzt empfinden? — Desto unangenehmer wurden die Besucher fast ohne Ausnahme von der rücksichtslosen Schadenfreude berührt, mit welcher ein Verräter des Blattes das Unglück dieses eelen Hauses besprach.

Einen unglücklichen Moment hätte Strohmisch auch nicht wählen können, wenn ihm wirklich ein Erfolg am Herzen lag, als in derselben Nummer den Versuch zu machen, die Entrüstung des Publikums gegen die Theaterdirektion auszureizen, die an diesem Abend die Redheit haben wollte, ihnen Herrn Horatius Nebe nochmals als Fiesco aufzuführen, denn er ein gänzlich falsches Prophezei.

Das Blatt wurde Herrn Nebe unter Kreuzband ins Haus geschickt.

Jeremias hatte es ebenfalls gelesen, aber er ließ sich an dem ganzen Tag nicht bei Peters blicken, sondern lief in einer merkwürdigen und an ihm sehr ungewöhnlichen Ausdrucksweise in der Stadt herum. Die Angelegenheit mit Strohmisch konnte es auch nicht sein, denn die war schon abgemacht und er dazwischen ... er tauchte auch oft in abgelegenen Straßen in kleine, ganz unangelegliche Spelunken ein, mit deren Bewohnern er einige Zeit verkehrte. In dem Hause in dem dritten, in jenem in dem vierten Stoa hinauf, und entwickelte überhaupt eine Tätigkeit, wie er sie vielleicht seit seinen Dienstjahren in Brasilien nicht mehr geübt hatte.

Um zwölf Uhr suchte er dabei kein Hotel auf, um sich nach der ungewohnten Anstrengung zu restaurieren, sondern eine ganz gewöhnliche, noch dazu außer dem Weg gelegene Bierstube und Schenkwirtschaft, wo er sich ein Glas Bier und eine Portion Graupen und Rindfleisch, die einzigen Gegenstände, die auf der Speisekarte standen, geben ließ.

Er hatte dort aber noch nicht lange gegessen — und es war dabei augenscheinlich, daß er jemanden erwartete, denn er sah fortwährend nach der Tür — als Peters, der Theaterdiener, auf der Schwelle erschien, ihm ziemlich vertraut um die alten Hut an einen Nagel hing und sich dann, wie zu einem alten Bekannten, neben ihn setzte.

„Na, das ist ja gut, Peters, daß Ihr kommt,“ sagte Jeremias.

„Werde doch die Fütterung nicht versäumen,“ bemerkte dieser, „wo sollte nachher die Kraft und die Ausdauer herkommen!“

„Und alles in Ordnung?“

„Alles, aber ich sage Ihnen, Herr Stelzhammer, ich fühle meine Kräfte nicht, und habe den letzten Groschen von der Kasse ausgegeben!“

„Doch ist es nicht, nicht ihm Jeremias zu, indem er ihm eine Zwanzig-Groschen-Note in die Hand drückte, „wenn es die Leute nur vernünftig anfangen, daß es nicht auffällig wird.“

„Na, da können Sie sich ganz auf mich verlassen, aber der Durs!“

„Kellner, zwei Glas Bier!“

„Darin, daß ich, hätte ich einige Übung,“ fuhr Peters fort, und wuschte sich schon im voraus nach dem Bier den Mund, „alles mit dem gehörigen Aves und zur rechten Zeit!“

„Was da?“

„Desto besser, die werden hinausgeführt. Nebe, gens habe ich mit noch einen Hauptkrieger für derlet Sachen — ein außerordentlich nützliches Mitglied, wie unser Direktor sagt, hier um zwölf Uhr herbeigeführt, weil ich ihn nicht zu Hause traf.“

„So? kommt er?“

„Gewiß, es ist eine Art verdorbenes Genie, der Vögenheitsgedichte und dergleichen macht und eigentlich mit dem „Doktor“ befreundet; aber, lieber Gott, er hat immer Durst; Ihr Wohl, Herr Stelzhammer; und ein paar Gulden mehr auf die eine Seite können da schon was ausrichten!“

„Sie wissen, Herr Peters, daß es mir auf ein paar Gulden nicht ankommt.“

„Sehr hübsch von Ihnen, Herr Stelzhammer,“ bemerkte Peters, „wollte ich könnte daselbe von mir sagen.“

„Wenn die Sache gut abläuft, soll es Ihr Schade gewiß nicht sein!“

„Was tut man nicht im Interesse der Direktion,“ bemerkte Peters bescheiden, „und wenn aus der Nebe nur ein klein wenig hilft, und ich bin fest überzeugt, er wird seine Sache gut machen, so — aber da kommt er,“ rief er plötzlich seinen Nachbar heimlich mit dem Ellbogen an. „Das ist der Hauptmaler von allen — aber jetzt ruhig, daß er nichts merkt. Lassen Sie mich nur machen.“

Der Eintretende war eine ganz auffallende Erscheinung, ein baumstarker Mensch mit blonden Haaren und blauen, etwas verschwommenen Augen. Die Nase dabei ein wenig gerötet, das Gesicht unraffert, ging er, in einen braunen, sehr abgetragenen Leberrock, trotz der warmen Witterung, bis oben hin eingeknöpft, so daß auch nicht die Spur von reiner Wäsche sichtbar wurde. Den Hut hatte er dabei fest und unverstündlich auf einem Ohr sitzen und in der Hand trug er ein dickes spanisches Rohr.

Wie er in die Tür trat, warf er einen Blick in das noch sehr spärlich besetzte Zimmer, bemerkte Peters, nicht ihm huldvoll zu, hing dann ebenfalls seinen Hut an den Nagel und setzte sich, ohne Jeremias weiter zu beachten, dem Theaterdiener gerade gegenüber.

„Wollen Sie mit essen?“ fragte der etwas schmeichelt aussehende Kellner ohne viele Umstände, „Graupen und Rindfleisch!“

„Danke — Glas Bier!“ war die Antwort. „Nun, Peters, wie geht's? Was treibt Ihr?“

„Haben Sie denn schon gegessen, Herr Walter?“ fragte dieser.

„Ich? — hm — nein — speise gewöhnlich später. . .“

„Na, aber dann zur Gesellschaft. — Geh, Kellner, Ruwet für den Herrn: vier Peter, der sich alle gesellschaftlichen Formen angeeignet hatte. „Die Herren kennen sich wohl noch nicht? Herr Walter, eine literarische Größe; Herr Stelzhammer, ein Kaufmann aus Brasilien!“

„Sehr angenehm, Ihre Bekanntschaft zu machen,“ sagte Herr Walter mit einem böhmisch gleichgültigen Gesicht, indem er verlangend nach dem eben gebrachten Bier hinüber sah, und auch drei Viertel des Glases auf einen Zug leerte. „Was wollten Sie denn, Peters? Sie waren bei mir zu Hause. Ich hatte einige Besuche zu machen.“

„Sind Sie schon auf heut Abend engagiert, Herr Walter?“ fragte Peters, der weitere Umstände nicht für nötig hielt.

Herr Walter nickte einfach, während er die für ihn bestellten Speisen in Empfang nahm und trocknete, daß er sonst später speiste, mit außerordentlichem Erfolge zu bearbeiten begann.

(Fortsetzung folgt.)

Die Stiefmutter.

Von Friedrich Gerstäde.

(Nachdruck verboten.)

In dem freundlichen, von weiten Laubgängen durchzogenen Garten eines kleinen Landhauses lüftete eine hohe, stattliche Frau, deren ernster, wenn auch milder Blick reiferes Alter verriet, als die sonst noch fast frischen und jugendlichen Züge wohl eingestehen mochten. Die Jahre schienen kaum ihre Spur auf dem lieben Antlitz zurückgelassen zu haben, und ein junges Mädchen von etwa siebzehn Jahren, das jetzt auf sie zu sprang und sie küßte und „liebe Mutter“ nannte, hätte fast ebenso gut für eine jüngere Schwester gehalten werden können.

„Denke dir nur, Mama,“ rief die Beglückte, während die Mutter ihr liebend die vollen kastanienbraunen Haare zurückstieß und ihre Stirn küßte, „denke dir nur, unser Nachbar Pahlmann wird wieder heiraten, und die arme Adele bekommt jetzt eine Stiefmutter!“

Eine leichte Welle, wie ein zuckender Schmerz, schoß über die liebende, offenen Lippen der Mutter, aber wie der an der Sonne vorüberreichende Schatten schwand sie wieder, und ruhig sagte die Frau:

„Arme Adele? — Was hast du bedauert du sie? — Ist es nicht viel besser für die Kinder, wenn sie wieder eine Mutter ins Haus bekommen, die sorgsam das Hauswesen in Ordnung hält und der Wirtschaft ein Ende macht, die gemietete Leute die letzten Jahre dort geführt?“

„Das schon, liebe Mutter,“ erwiderte Sabine, wie das junge Mädchen hieß, etwas verlegen, „aber eine Stiefmutter!“

Die sanften Augen der Frau trübten sich immer mehr, sie sagte der Tochter Hand und sagte freundlich, doch mit recht ernst zum Herzen dringendem leisen Ton:

„Und so alles, was ich dir über das häßliche Vorurteil bis jetzt gesagt und worüber ich dich gewarnt habe, siehst du nichts gedrückt, und du plauderst nach, was du die Menge plaudern hört. Leider schmücken die Verfasser der Kinder- und Jugendbücher ihre Erzählungen nur zu gern mit den billigen Schrecknissen einer bösen Stiefmutter aus, die arme Kinder peinigt und quält und in unserer Zeit schon den Namen Stiefmutter mit dem einer recht schlechten, bösen Frau ganz gleichbedeutend gemacht hat. Die Herzen der Kinder werden dadurch von früher Jugend auf mit Haß und Furcht vor allen Stiefmüttern erfüllt, und nimmt das Schicksal ihnen die eigene Mutter und bringt der Vater eine zweite Frau ins Haus, dann hat die Mutter, mag sie es noch so gut auch mit den Kindern meinen, wie sie will, gleich von Anfang an ein furchtbares Vorurteil zu bekämpfen, das ihr entgegensteht, und nur zu oft all' ihre Mühe und Liebe zu Schanden macht. Komm,“ Sabine,“ fügte sie dann hinzu, als das junge Mädchen verlegen still schwieg, „Sag' dir mit mir hier auf die Bank, ich will dir eine Geschichte erzählen aus früherer Zeit — vielleicht ändert das, wenn irgend etwas deinen Sinn.“

Sabine folgte der Mutter zu der Gartenbank unter dem blühenden Fliederbaum. Dort, mit der Rechten die Hand der Tochter gefaßt, den linken Ellenbogen auf den niederen neben ihr stehenden Tisch, und das Haupt in die linke Hand gestützt, während die dunkeln, schwermütigen Augen sinnend und der alten Zeiten gedenkend, sinnend den Boden suchten, begann sie mit ihrer klaren, zum Herzen sprechenden Stimme in folgender Weise:

„In dem kleinen Städtchen Sendheim am Rhein lebte ein wackerer, ziemlich bemittelter Kaufmann, den ich Oders nennen will, in so freundlichen und glücklichen Familienverhältnissen, wie es sich ein Mensch nur wünschen kann. Seine Frau hatte ihm in achtjähriger Ehe zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, geboren. Das Mädchen war aber erst sieben, und der Knabe fünf Jahre alt, als ein Nervenfieber, das überhaupt in der Stadt wüthete und zahlreiche Opfer forderte, auch in diesen friedlichen Kreis guter Menschen seine Schreden sandte. Die Mutter erkrankte und starb trotz aller Sorgfalt und Pflege schon nach wenigen Tagen.“

Für den Vatten wie die Kinder begann jetzt eine recht schwere, traurige Zeit. Die Mutter hatte sich des ganzen Hauswesens so angenommen gehabt, so daß jedes einzelne über-

wacht und geleitet, daß sie nicht allein in den Herzen der ihr teuren Wesen schwer vermisst wurde, sondern auch in jeder Kleinigkeit im Hause selber fehlte. Für den zurückgebliebenen Vatten freilich hatte alles anders, mit dem furchtbaren Schlag, der ihn in dem Verlust seines Weibes getroffen, seine Bedeutung verloren. Nur die notwendigen Arbeiten zu leisten, nahm er eine Haushälterin in seine Familie auf, ja überließ dieser sogar die Sorge für seine Kinder. In fast übermäßigem Eifer für seine Geschäfte schien er indes Betäubung zu suchen und den herben Schlag, der ihn getroffen, durch unausgesetzte Arbeit zu erlösen — wenigstens auf kurze Zeit zu vergessen.

Drei volle Jahre hatte er es solcher Art getrieben. Wie sich aber der Schmerz um den erlittenen Verlust mit der Zeit abstumpfte, wandte sich seine Aufmerksamkeit auch wieder mehr den häuslichen Verhältnissen, seinen Kindern, seiner eigenen Bequemlichkeit zu. Da fand er denn freilich bald, daß nicht alles so war, wie es eigentlich sein sollte. Es war ungemütlich bei ihm geworden; er fühlte sich fremd in den eigenen Räumen. Die Kinder selber kamen ihm dabei verwahrloßt vor, wenn er sie mit früherer Vergelt, wo sie unter dem Auge der sorgenden Mutter aufgewachsen. Er sah ein, daß er gefehlt hatte, sich seiner eigenen Familie so ganz zu entziehen und wollte das jetzt durch verdoppelten Eifer und unermüdete Strenge wieder gut machen. Dadurch entstand Streit und Unfrieden mit der Haushälterin, der ernstlich zu begegnen er von zu gutmütigem, schwankendem Charakter war. Sein häuslicher Friede aber, um dessen willen er doch eigentlich alles ertrug, wurde dadurch nur noch mehr und mehr verunstaltet. Ein verzweifelter Entschluß war es endlich, der ihn dazu trieb, mit der Erinnerung an die verstorbene Gattin noch warm im Herzen, auf neue zu heiraten und seinen Kindern wieder eine wirkliche Mutter zu geben. Möglichen, daß er auch nur auf diese Art glaubte, sich der ihm lästig werdenden Wirtschaft zu entziehen.

Oders, übrigens selber schon in reiferen Jahren, war vernünftig genug, zu einer zweiten Lebensgefährtin eine nicht ganz junge Frau zu wählen. Diese, eines Arztes Witwe, zog ihn zuerst durch ihr süßes, begehrenswertes Wesen an, und als er sie näher kennen lernte, fühlte er sich bald fest überzeugt, daß sie ihm selber eine brave Gattin, seinen Kindern eine Mutter, seinem Alter eine treue Pflegerin, seinem Hauswesen eine tüchtige Wirtin werden würde.

So geheim er übrigens diese seine Absichten gehalten haben mochte, hatten die Nachbarinnen doch nur zu bald gemerkt, um was es sich hier handelte. Sie säumten denn auch natürlich nicht, vor allen Dingen die Haushälterin von der vermuteten Tatsache in Kenntnis zu setzen; die jedenfalls am stärksten dabei interessiert sein mußte. Diese, die recht gut wußte, daß mit einer neuen Frau im Hause ihr Regiment dort ein rasches Ende nehmen würde, war außer sich und machte ihrem Herzen in allen möglichen Ausdrücken und Befürchtungen Luft. Die armen Kinder bedauerte sie nur am meisten, denn sie selber machte sich, wie sie meinte, auch nicht so viel aus der Verbindung. Nur die Kinder wären zu beklagen, die bis jetzt wie im Himmel gelebt hätten und nun ganz plötzlich unter die eiserne Aute einer Stiefmutter kommen sollten. Sie wußte, was es hieß, eine Stiefmutter im Hause haben, sie hatte das schon aus tausend und aber tausend Büchern gelesen, u. wenn Herr Oders, der übrigens sein eigener Herr wäre und tun und lassen könne, was er wollte, solcher Art Bites und taub in sein eigenes Schicksal hineinrennen, so möge er denn auch nachher sehen, wie er damit fertig würde. Das einzige, was ihr jetzt zu tun übrig blieb, sei, die armen Kinder soviel als möglich auf das, was sie erwartete, vorzubereiten. Könnte sie ihnen später noch helfen und beistehen, so solle das mit Freuden und Aufopferung aller ihrer Kräfte geschehen. Sie sei das ja allein den Seligen schuldig.

Die Kinder spielten eben in ihrer Stube, als Tante Louise, wie die Haushälterin gewöhnlich in der Familie genannt wurde, von der Freundin zurückkam, von der sie die erste Nachricht über die Verlobung erhalten hatte.

„Wißt Ihr die Neuigkeit schon?“ sagte die Wirtschaftlerin, als sie zu ihnen ins Zimmer trat. Ihr bekommt eine Stiefmutter!“

„Eine Stiefmutter?“ rief Franz erschrocken.